

Nr. 233. Bromberg, den 9. Oktober 1930.

Susannes Revolution.

Eine untragische Geschichte

von Margaret Laube.

2. Fortsetzung.)

Sie kommt unterhalb der S-Kurve an. Ein junger Mensch mit grüner Schürze nimmt das Pony beim Kopf und starrt sie neugierig an. Hinter dem kleinen Gasthaus öffnet sich ein weiches, weithin geschwungenes Tal. Zwischen den Bergen lagern tiefblaue Schatten.

Der junge Mensch hält die Tür offen für sie, aber sie hat die S-Kurve gesehen und steigt auf dem glattgefahrenen Schnee aufwärts. Oben mündet ein schmaler Waldweg, der steil zwischen Tannen hindurchführt. Sie hat nicht aufgepaßt: ein gutmütiges, aber erschrockenes Gebrüll aus einer männlichen Kehle erreicht sie im selben Augenblick, wo ein langbeiniger Schiläufer haarscharf an ihr vorüberschießt, in einem Stemmbogen bremsen will, einen ihrer Schistöcke mit seinem Schneeteller erwischt und, weil sie nicht losgelassen hat, sie umreißt, so daß im Abstand von vier Metern sich beide im Schnee wälzten.

Susanne steht beinah auf dem Kopf. Ihre Mütze steckt tief im Schnee, sie schüttelt sich, ihre Schi stehen quer zueinander, so daß sie nicht sofort aufstehen kann. Der Schiläufer kommt rascher auf die Beine und humpelt zu ihr hin. Als sie nicht allein aufstehen kann, weil beide Stöcke fort sind und eine Schispitze sich in einem kleinen Tannengebüsch verfangen hat, funkelt sie ihn zornig an. Er lacht und reicht ihr die Hände.

„Es tut mir leid“, sagt er vergnügt.

Sie antwortet nicht.

Endlich steht sie. „Man sollte Sie —“, ihr fällt nichts ein, — „verhaften, so leichtsinnig wie Sie da herunterkommen!“

Der lange Mensch lacht. Es klingt wieder sehr gutmütig. „Ach wo“, sagt er und fängt an, den Schnee von ihren ledernen Rockschößen zu klopfen, „der Wald gehört uns. Warum stehen Sie am Weg herum? Hier hat immer der Abfahrende recht.“

Sie will nicht, daß er an ihr herumklopft. Was fällt ihm ein? Er sieht überhaupt aus wie ein Landstreicher! Hosen aus Manchestersamt, dazu eine blaue Leinenjoppe.

„Es ist ja gar kein Schnee mehr dran“, sagt sie gereizt.

„Doch, doch, Prinzessin Salomé. Doch, Tochter des Herodias. Es ist noch Schnee daran.“

Susanne reißt ihm den Rockschoß aus den Händen. „Wie nennen Sie mich? Was fällt Ihnen ein? — Wer sind Sie?“

„Jo. Johannes. Jochanaan, wenn Sie wollen. Aber meinen Kopf kriegen Sie nicht.“

„Sind Sie ein Narr? — Etwas verrückt, meine ich?“

„Nein. Nur ein Dichter.“

Sie schielt auf ihn hin. Ihre Gereiztheit kommt ihr plötzlich lächerlich vor. „Ach, ein Dichter! Ja dann! — Dann brauchen Sie Ihren Kopf ja auch selber.“

Er betrachtet sie. Jetzt lacht sie. „Wohl Golf- oder Schloßhotel, wie? Mal ausgehakt in andere Gefilde? Sonst wohl verwahrt im Hofstaat, wie?“

Susanne sieht in das skurrile, lange Gesicht. Es hat zwei ungleiche Hälften, die eine kann lachen, während die andere ernsthaft forscht, beinahe träumt. Sie nickt. „Jawohl, mit Hofstaat. Herodias ist auch dabei. Sie beobachten nicht schlecht.“

Jo nickt eitel. „Ja, — wenn ich mal heraus bin aus der Tonne des Diogenes, der Genügsamkeit, der Knauserei, meine ich — dann bin ich gar nicht so ohne Gehirn. Jetzt zum Beispiel.“

Sie stehen noch immer auf dem schmalen steilen Weg. Von oben schallt ein Ruf. Zwei Mädchen in Windjacken, Tammis auf dem Kopf, kommen in kleinen Stemmbögen herunter, es sieht aus, als wenn sie tanzen. Susanne und der Dichter Jo steigen seitlich zwischen die Stämme.

„Ich wollte in das Gasthaus da unten“, sagt Susanne. „Kann man da unbeschadet hineingehen?“

„Unbeschadet an Leib oder Seele, Prinzessin? — Lassen Sie mich nachdenken. Der Kaffee ist genießbar. Außerdem trinke ich da gewöhnlich einen Steinhäger. Werden Sie nicht kennen, Steinhäger. Ordinäres Getränk, Prinzessinnen trinken andere Sachen. — Ja, und was die Seele angeht? Die ist stärker gefährdet. Man macht da drinnen Musik, zuweilen. Handharmonika, auf seemännisch Quetschbeutel: volkstümlich, aber unschuldig. Verderbt ist nur das Klavier und ein schielender Sänger daneben. Aber ich kenne die Beschaffenheit von dero hochwohlgeborener Seele nicht, — vielleicht hält sie es ja aus!“

„Hoffen wir es“, sagt Susanne. Sie ist etwas betäubt von dieser Unterhaltung.

„Ja, hoffen wir es. Es gibt recht dauerhafte, derbe Seelen. Sogar bei Prinzessinnen. — Hoppla!“

Sie ist mit beiden Schi herumgesprungen und nimmt den Steilhang mit Schußfahrt. An der S-Kurve kommt sie mit einem wilden Christianiaschwung an und geht in zwei wundervollen Bögen die Kurve herunter. Unten bleibt sie dicht vor dem Pony stehen, das sofort mit dem Maul an ihren Taschen zerrt. Mechanisch nimmt sie Zucker heraus und füttert es.

„Also doch ein Mensch“, sagte Jo Kohlschreiber laut vor sich hin. Dann macht er ihr den Umsprung nach und kommt heil, aber bedenklich wackelnd, unten an.

Als sie drinnen am Fenster sitzen, will Susanne einen Steinhäger haben. „Trinken Sie keinen?“ Jo sieht lange und intensiv zum Fenster hinaus, wo unten zwischen den Bergen eine Eisenbahn mit einer silberweißen Dampfwolke kriecht. „Nein. Ich warte bis Vera kommt.“ Er bestellt eine Tasse Kaffee und ißt sein Butterbrot, das er aus einer Tasche zieht, dazu.

„Wer ist Vera?“

Jo grinst. „Eine junge Dame. — Aber Sie müssen zuerst an dem Steinhäger riechen. So, ja. Sehen Sie jetzt nicht düstere, duftende Wacholder und Heide und einen brütenden, heißen Sommertag in Norddeutschland?“

Susanne schüttelt den Kopf. „In diesem — Schnaps?“

Er hebt seine knochige Hand ekstatisch hoch. „In diesem Schnaps, ja. In dem Extrakt des Sommers. — Gehen Sie mir mit dem faden Zeug, dem Sekt, der wohl Ihre Muttermilch war! Wovon erzählt der? Schwach, dünnblütig, fad wie er ist? Von nichts. — Aber der hier!"

Er nimmt ohne Umstände ihr Glas, von dem sie noch nicht getrunken hat, und hebt es an sein Gesicht. Seine Augen blinzeln dreiviertel geschlossen.

„Sie sind aus Norddeutschland?"

„Ja, Prinzessin. Aus der alten Hammaburg. Sklave und Schlepper ihrer hochmögenden Pfeffersäcke."

„Sklave?" Endlich stellt er das Glas hin. Ob er glaubt, daß sie das noch trinken soll?

„Sklave ihres goldenen Spinnennetzes. Auf deutsch: Bankbeamter. Geldsklave."

„Aber — warum dichten Sie nicht? Sie sind doch Dichter, denke ich?"

Jo lächelt mit der linken Hälfte seines Gesichts. Die andere sieht böse aus.

„Weil es nicht langt, Salomé."

„Was, das Talent nicht?"

„Zum Kuckuck, nein! Das müssen Sie keinen Dichter fragen. Das Geld langt natürlich nicht."

Susanne hat in Gedanken nach dem kleinen Glas gegriffen, stellt es aber schnell und erschrocken wieder hin.

„Ja, trinken Sie! Los! — Mein Gott, sind Sie zimperlich!"

Susannes Stirn wird hellrot. Wie dieser Mensch mit ihr umgeht! Aber sie hebt gehorsam das Glas und gießt den ganzen Inhalt in ihren Mund. Es brennt bitter, schmeckt nach Teer, nein, nach Fichtenstämmen, — Unsinn, als wenn man Fichtenstämme essen könnte, — doch schmeckt es danach, — sie sinnt, sieht ihn unsicher an.

Triumphierend lacht er, jetzt lacht das ganze Gesicht, die braune Haut kräuselt sich: „Großartig, was?"

Sie nickt und schluckt.

In diesem Augenblick kommt Vera zur Tür herein. Sie hat einen grüngelben Anzug aus Windjackenstoff an und eine weiße Mütze auf dem schwarzen, glatten Haar. Ihr Gesicht ist das eines asiatischen Knaben. Sie ist wohl Russin, denkt Susanne, die ihr scharf entgegensieht.

Jo erhebt sich halb und hält die Hand hoch. Sie kommt zögernd näher. Susanne blickt aufmerksam in das fremdartige Gesicht, in dem sich keine Linie rührt. Aber Jo scheint das zu kennen. Es kann wohl nicht Unwillen sein. Er nimmt ihren Arm und zieht sie zum Tisch.

„Die Prinzessin Salomé geruht, mit uns das schlichte Mahl des Frühstücks zu teilen. Dies ist Vera."

„Vera Bach", sagt das Mädchen trocken und reicht Susanne die Hand. Susanne wendet sich ihr ganz zu. „Ich heiße Susanne Vandenberg."

Jo schneidet eine Grimasse. „Vera wird diese Ehre natürlich sofort erwiesen. Ich fordere dazu nicht heraus."

Zum erstenmal lächelt Vera. Es sieht aus, als wenn eine Mutter über ihren Jungen lacht, aber es ist ein Unterton von Ungeduld dabei. „Nein. Du nicht. — Hat er Ihnen bereits sein Lieblingsgetränk aufgenötigt, Fräulein Vandenberg?"

„Jawohl. Natürlich. Kann ich mich besser einführen, Spatz? Und wir bestellen nun auch einen. Ich habe auf dich gewartet. Hast du dein Butterbrot auch nicht vergessen?"

Sie wickelt es aus einem kleinen unzulänglichen Papier. Susanne mag kaum hinsehen. Das sieht ja barbarisch aus. „Kann man hier kein Schinkenbrot bestellen? Ich habe Hunger. Gibt es das hier?"

Es stellt sich heraus, daß es das sogar in vorzüglicher Art gibt. Susanne wundert sich, daß es ihr besser schmeckt als im Schloßhotel. Sie wundert sich überhaupt, daß sie Hunger hat. Sie hatte wochenlang keinen Hunger.

„Das kommt von dem Steinhäger", erklärt Jo weise.

Dann erzählt er, wie er sie aufgelesen hat. Susanne protestiert gegen das „aufgelesen". Vera hört zu. Sie ißt vogelartig, vorsichtig und lautlos. Susanne fällt unbefangen über das Schinkenbrot her.

Wandern Sie auf Schi — oder wohnen Sie in Oberhof?" fragt sie kauend.

Nun blüht das kleine Knabengesicht auf. Ein Glücksglanz breitet sich über die blassen Wangen. „Wir wohnen in Oberhof. In einer Pension. Aber wir durchstreifen die ganze Umgegend. Heute morgen entdeckten wir den Weg nach Veilchenbrunnen." Sie sieht Jo strahlend an.

„Du entdecktest ihn", sagt er innig und seine versteckten Augen werden warm.

„Ja, ich", räumt sie ein, „ich lief allein hinaus heute morgen, als er schrieb. Ich wollte nur einmal sehen, was wohl über unserem Hause in den Tannen ist. Die Sonne kam gerade hoch. Der Wald war neu bereift, die Nebel zogen als kleine Wolken davon. Dann fing es an zu funkeln und zu dampfen. Die Stämme waren Pfeiler eines Riesendomes und der Boden, — ach, der Boden ist nicht zu beschreiben. Er leuchtete von innen. Meine Brille beschlug — ich bin kurzsichtig — ich sah durch ein feuchtes Prisma: mein Dom bekam bunte Fenster. Auf einmal piepte ein Vogel, den wohl die Sonne weckte. Es zerriß mich fast — ich konnte kaum atmen."

Susanne zwinkert verlegen mit den Lidern. Sie ahnt nicht, daß das, was sie erfaßt, rasender, jäh aufwachender Neid ist. „Und was war denn da Besonderes, ich meine, daß Sie nicht atmen konnten, irgend etwas Aufregendes?"

Vera Bach richtet ihre ernsthaften Augen fest auf sie. „Das Wunder des Winters. Die Welt. Die wunderschöne Erde. — Wir sehen das ganze Jahr Zahlen und Häusermauern."

Diese kleine Person also erlebt das Winterwunder, von dem ihr Vater sprach. So also sieht es aus. Ein Dom. Und es zerreißt sie fast. Merkwürdig. Susanne schließt die Augen und vergißt, wo sie ist.

Vera und Jo sehen sich an. Einen Augenblick sprechen ihre Augen miteinander, nicht Frage und Antwort, nur Antwort, Bestätigung, — dann kümmern sie sich wieder um Susanne. Sie fährt auf: „Wollen Sie gehen? — Ich will auch zum Diner im Hotel sein."

Sie gehen. Draußen stehen zwei Paar Eschenholzbretter an der Hauswand; getrennt von ihnen, bewacht von dem Hausdiener, die Hickory von Susanne. Das kleine fuchsrote Pferd scharrt im Schnee.

„Bist du gut im S heruntergekommen?" fragt Jo Vera.

Vera will nicht zugeben, daß sie gestürzt ist. Sie umgeht einen näheren Bericht.

Susanne hat auf einmal Lust, das S noch einmal zu nehmen. Sie krabbeln alle drei den Hang hinauf. Susanne schiebt Jo voran. Sie hat eine geheime Befriedigung daran, ihn fallen zu sehen.

Er läuft wild und kopflos die beiden Schleifen, ohne daß Susanne auf ihre Kosten kommt. Unten steht er und lacht. Sie folgt ihm sofort. Ihr überschlanker Körper neigt sich geschmeidig in die Kurven. Das weiße Leder blinkt stumpf auf dem Schnee. Unten springt sie so dicht vor dem Pony um, daß es aufbäumt.

Vera sieht beide Augenpaare auf sich gerichtet. Ihre Hände zittern. Sie kann es nicht. Ihr Körper ist weder trainiert noch sehr stark. Sie fühlt sich roh herausgerissen aus dem stillen Schritt, den sie bis jetzt neben Jo durch diese weißen Wälder ging. Jo ruft etwas. Sie setzt an. Es wird ein zaghafter Bogen. Dann verliert sie die Nerven und segelt wild darauf los. Als sie unten ankommt, überschlägt sie sich. Jo reißt sie hoch. Er hat die Zähne fest geschlossen und sagt kein Wort.

Susanne zieht schiefe Mundwinkel. Aber nur einen Moment, dann lächelt sie. Sie reicht Vera die Hand. „Es freute mich, Ihnen zu begegnen. Sie gehen gewiß durch den Wald. Ich muß mit dem Pferd auf der Straße bleiben."

Dann verabschiedet sie Jo. Sein Humor ist verschwunden. Er sagt nicht mehr Prinzessin Salomé. Er lacht auch nicht, weder mit dem ganzen noch mit dem halben Gesicht.

Er steht steif auf dem Weg, als Susanne an ihren langen Zügeln hinter dem galoppierenden Pferd verschwindet. Vera ist mehr als blaß.

Als die kleine Gestalt stumm den Hang hinaufklettert in verbissener Arbeit, mit gesenktem Kopf, bricht die Rührung jäh bei ihm durch. Ist er vollkommen verrückt und versteinert? Kann diese Luxuskreatur verglichen werden mit seinem kleinen Spatz? Seinem lieben, stummarbeitenden, nie über seine Ketten klagenden kleinen Vogel?

Er jagt den Hang hinauf, wirft den Arm um ihre Knie, daß sie stehenbleiben muß. Obgleich sie ihn nicht ansieht, weiß er, was jetzt über ihre Augen geht:

„Jede Berührung mit dem Geld macht uns unglücklich, Spatz. Sie frißt ihr Gift in unsere Herzen, — sie läßt unser Blut erfrieren. Sieh da hinüber, Vera: deine Wälder sind noch da.“

Sie steht wortlos. Ja, die Wälder sind da. Und Jo ist da. Und sie hat Ferien. Sie lächelt tapfer. Dann legt sie ihre Hand um seinen Nacken.

(Fortsetzung folgt.)

Chrysanthemen.

Skizze von **Reinhold Eichacker.**

Bumms! schlug die Tür des Abteils ins Schloß. Gleich darauf setzte sich der Zug in Bewegung. Ellen preßte unwillkürlich die Hand auf das klopfende Herz und senkte den feinen, gescheitelten Kopf auf den prächtigen Blumenstrauß.

Jetzt war es geschehen. Sie fuhr zu Ralf Fanning, ihrem Bräutigam. Er gab sein erstes Konzert. Draußen in Krottoschau, fern von Berlin. Eine Tante hatte es ihm arrangiert. Um ihn zu fördern. Die Leute dort konnten froh sein, solch einen Sänger anhören zu dürfen. Zum ersten Mal. In zwei, drei Jahren riß man sich um ihn.

Die Blumen in Ellens Hand bewegten sich. Sie sah ängstlich hin. Drei Riesenchrysanthemen hatte sie für Ralf gekauft. In leuchtendem Gelb. Das liebte er so. Die Blumen waren teuer. Maßlose Verschwendung, gewiß.

Das e r s t e Konzert, was lag in d e m Satz! Eine Welt. „Pah“, hatte Ralf so von oben gesagt, „270 Billetts sind schon vorverkauft. Schade, daß du nicht dabei sein kannst, Maus. Bei dem ersten Erfolg.“

„Wie, ich soll nicht mitfahren?“ Ellen war ganz entsetzt.

„Ausgeschlossen! Nie! Nein, das macht mich nervös, wenn ich weiß, daß da unten, — nein, vor seiner Braut — deine Angst steckt mich an —“

Und nun saß sie doch hier, fuhr zu seinem Konzert, ohne daß Ralf etwas ahnte. Zärtlich hob sie den Strauß. Sie wagte es nicht, ihn ins Gepäcknetz zu legen. Sie konnten fallen, zerbrechen — Nur das nicht. Sie gab ihre Blumen nicht mehr aus der Hand. Aber heiß war es hier. Wenn sie nur noch frisch ankamen nach so langer Fahrt. Doch auch daran hatte sie schon fürsorglich gedacht. Aus einer mitgenommenen Flasche goß sie ab und zu etwas Wasser darauf. Sahen die Blumen nicht wirklich schon etwas welk aus? Sie blickte immer wieder voll Sorge hinab. Wie langsam der Zug fuhr! Man kam nicht vom Fleck. Und es war so warm. Fenster aufmachen? Nein, draußen fror es, 12 Grad. Endlos war diese Fahrt in die wildfremde Stadt . . .

„Krottoschau!“ brüllte der Zugführer laut in die Nacht. Mit einem erlösten Aufatmen sprang Ellen aus dem Zug hinaus in den Schnee. Der kleine Bahnhof lag düster und unfreundlich da. Die Umrisse eines Mannes in Uniform flatterten im Winternebel um einen Pfahl. Sie ging darauf los.

„Hotel goldener Stern?“ „Immer gerade aus!“ kam es mürrisch zurück. „'s gibt nur ein Hotel hier.“ — Seine Hand wies dabei irgendwo in die Nacht.

Ellen fröstelte. Sie ging aber tapfer vorwärts, die Blumen ganz fest in der Hand. Alles lag frierend da. Durch das Dunkel fiel Schnee. An einer Straßenecke sprang ein Bau etwas vor. Ein breiteres Tor klappte auf, wie ein Maul. Darüber ein Licht und ein goldener Stern.

„Zimmer können Sie haben“, meinte der Wirt auf ihre Frage, „aber es ist nicht geheizt. Die anderen Zimmer sind alle besetzt. Von Künstlern. Heut abend ist im Turnvereinssaal Konzert.“

Ellens Herz tanzte Sprünge. Sie wurde ganz bleich. „Ach —“ hauchte sie nur, „Herr Ralf Fanning — ich weiß.“

Sie nickte zurück und schloß schnell die Tür. Es war eisig kalt. Mit froststeifen Fingern bog sie das Papier um die Blumen zurück. Dem Himmel sei Dank, alles war unverletzt. Hastig streifte sie Mantel und Reiserock ab und legte das Abendkleid über den Stuhl. Der Spiegel war taub, das Licht schwach und trüb. Sie ordnete aufgeregt an ihrem Haar. Da zuckte sie auf. Nebenan rührte es sich, eine Schranktüre schlug. „Ich komme gleich!“ hörte sie rufen. Ihr Herz pochte laut. Sie hatte Ralfs schwingende Stimme erkannt. Er war nebenan, wohnte gleich neben ihr und — ahnte doch nichts!

Alle Angst war auf einmal wie Nebel verweht. Draußen scharrte ein Fuß. Frauenlachen klang auf. Das war die Klavierdame, mit der er fuhr. Sie gingen nach der Treppe. Sie zählte den Schritt. Unten bellte ein Hund. Stille. Sie war allein.

Ruhig streifte sie das Abendkleid über, zog die Schleife zurecht und griff nach ihrem Schal. Alles in ihr war jetzt frohe Erwartung. Jetzt wartete wohl schon alles im Konzert auf Ralf. Im Vorverkauf 270 Billetts! Und nachher? Zweimal, dreimal so viel. Ach, zu dumm! schalt sie sich und ging lächelnd nach der Tür.

Draußen stand noch immer der Nebel, dicht wie eine Wand. Er störte sie nicht. Ihr Herz schlug jetzt leicht. Die Blumen trug sie wie ein rohes Ei vorsichtig in einer Hand.

Aus dem Dunkel schnitten drei, vier helle Fenster ins Schwarz. Das mußte es sein. „Ralf!“ lachte sie laut, da sie niemand hier sah. Jetzt, jetzt kam die Belohnung für sie. Und für all ihre Angst. Die festlich gestimmte Menge, der vollgepfropfte Saal. So was gab's doch nur selten, hier in Krottoschau! Die Erwartung und Neugier. Ralf kam aus Berlin. — Und sie unerkannt. Mitten unter dem Volk . . .

Mit zwei, drei Sätzen stürmte sie die Treppe hinauf. Hinter einem Tische erhob sich gähnend ein Weib. „Garderobe ist hier.“

Ellen zuckte zusammen. Was wollte die Frau? An den eisernen Ständern hing nur leere Luft. Eine handvoll Mäntel, ein paar Hüte — nichts . . . Wieder packte Ellen die seltsame Angst. Legte sich wie ein Alpdruck fest auf ihre Brust.

„Das Konzert ist verlegt?“ fragte sie aufgeregt.

„Es hat eben begonnen. Garderobe ist hier.“

Ellens Zähne klapperten leise. Es fröstelte sie. „Bitte, ich möchte nur diese Blumen abgeben.“

„Blumen? Geben Sie her!“ brummte die alte Frau.

„Aber noch vor der Pause! — Und ganz vorsichtig, gelt? Chrysanthemen!“

„Schon gut!“ stieß die Alte asthmatisch zurück und verschwand mit dem Strauß schlürfend in einem Gang.

Ein heller Ton ließ Ellen zusammenfahren. Das war Ralfs Stimme, drüben — rechts — also dort war der Saal. Zitternd lief sie dahin, drückte leise die Klinke der Tür herab, zog sie auf — und sank ächzend zurück.

Leere Stühle — zwei — drei — zehn — zwölf Reihen ganz leer. Nur weit vorn ein Häufchen Besucher verstreut. Dunkle Kleckse im Licht. Auf dem Podium oben stand Ralf, totenbleich, mit ganz fremdem Gesicht, und sang irgend etwas in die Leere hinein — —

In der Ecke hinter der Tür saß vor einem Tisch eine ältliche Frau. Sie stand eilig auf, schoß erregt auf sie zu.

„Kommen Sie doch, Kindchen! Kommen Sie herein, Fräulein! Sie können noch einen Platz haben. Es fängt eben an.“

Mit einem stöhnenden Laut zuckte Ellen zurück. „Ich habe mich in der Türe geirrt!“ hetzte sie jedes Wort. Dann war ihr, als peitsche ein grinsender Spuk sie die Treppe hinab in die johlende Nacht — —

Stundenlang lag Ellen frierend und wachend im Bett. Ihre Gedanken drehten sich schmerzend im Kreis. Alles in ihr war wund. Scham, Verzweiflung und Wut. 270 Billetts vorverkauft, ein ganz großer Erfolg! Alles um sie war Hohn. Warum hatte Ralf sie belogen? Warum schämte er sich. Vor ihr, seiner Braut! Konnte er dafür, daß dieses Nest von Musik nichts verstand? Warum log er sie an?

Und doch tat er ihr leid. Schrecklich leid tat er ihr. — Draußen kamen jetzt Schritte die Treppe herauf. Das war Ralf, ganz bestimmt. Jetzt mußten sie ins Nebenzimmer kommen, sich aussprechen, aufgeregt alles erzählen. Über den Abend, den leeren Saal und die Blumen der seltsamen Unbekannten. Darüber würde Ralf sich **am**

meisten den Kopf zerbrechen. Wer ihm diese Blumen geschickt haben könnte, und dann —? Alles horchte in ihr. Draußen fragte die Pianistin etwas. Dann leiser auch Ralf. Doch sie verstand jedes Wort:

„Also vergessen Sie nicht morgen das Telegramm. Morgen früh, an der Bahn. Adresse meiner Braut. Text: „Kolossaler Erfolg. Ausverkauft. Kuß, Dein Ralf." — Sie versteht von Musik nichts." Es lachte hell auf. Drüben klappte die Tür — jetzt, — jetzt nichts. An der Wand streifte etwas vorbei. Ein Stiefel fiel schwer, dann ein zweiter dazu. Wasser plätscherte auf, ächzend knarrte ein Bett. Ellen lag wie gebannt. Alles blieb stumm. Als sei gar nichts geschehen.

Sie fuhr mit dem ersten Zug, um acht Uhr früh. Ralf durfte sie nicht sehen. Er schlief sich noch aus. Ein städtisch gekleidetes Mädchen kam eben vom Wartesaal über das Gleis und blieb suchend stehen. Ellen wandte sich um und erkannte sofort die Klavierdame Ralfs. Sie trug ein veraltetes, blaues Jackett und hielt in der Hand, an dem Köfferchen mit einem Strick festgebunden, drei Prachtchrysanthemen von leuchtendem Gelb! . . .

Ralf Fanning hat nie zu erklären gewußt, weshalb er zu Hause ein Brieflein vorfand, in dem Ellen ihm seinen Ring zurückgab. Als einzigen Gruß nach dem ersten Konzert.

Die Ledigen in der Volksmeinung.

Von Gerd Damerau.

Die Unverheirateten werden um ihrer wirtschaftlichen Lage willen, weil sie häufig von der Sorge um die Familie befreit sind, viel beneidet. Im Gegensatz zu dieser finanziellen Wertung billigt ihnen jedoch die Volksmeinung keine bevorzugte Stellung zu. Man sieht in ihnen die Menschen, die ihren eigentlichen Lebenszweck nicht erfüllten, und bedenkt sie aus diesem Grunde mit Spott und Hohn. Mehr als die Hagestolze werden die unverheirateten Frauen von Mißachtung getroffen. Sie prägt sich schon in den Bezeichnungen aus, die ihnen der Volksmund beilegt. „Alte Jungfer", „Alte Schachtel" und „Alteisen" sind allgemein bekannte und gebrauchte Namen. In der Schweiz nennt man sie außerdem „Tschabab", das heißt „Nichts mehr wert", und in Bayern „Altwis" = alte Wiese, die zu nichts mehr nutz ist. Daß die weiblichen Ledigen in früheren Zeiten, als sie noch keine Berufsarbeit kannten und ihre Tage vielfach untätig verbrachten, sich durch ihr übergroßes Interesse an den lieben Nächsten und durch oft recht spitze Zungen auszeichneten und dadurch zu Spott und Mißachtung Veranlassung gaben, kann nicht bestritten werden. Daneben fand man aber einst auch eine hohe Wertschätzung der ledigen Frauen. Ganz gleich, welchen Alters sie waren, konnten sie einen zum Tode Verurteilten vor dem Vollstrecken des Urteils bewahren, wenn sie ihn sich zum Ehe- und Lebensgespons erbaten und öffentlich gelobten, den Schuldbeladenen mit der Zeit wieder gut und ehrenhaft zu machen.

Hat die Volksmeinung für die Ledigen schon bei deren Lebzeiten nur ein spöttisches Bedauern, so ist nach allgemeinem Glauben das Los, das ihrer nach dem Tode wartet, noch viel weniger beneidenswert. In manchen Gegenden hat sich zwar der Brauch erhalten, den verstorbenen weiblichen Ledigen im Sarge den Brautschmuck anzulegen und sie auf diese Weise den anderen Frauen gleichzustellen. Vielfach aber glaubt man, daß die „alten Jungfern" nach dem Tode an einen besondern Aufenthaltsort kommen, der sich fast immer durch Unwirtlichkeit und Öde auszeichnet. Einsame Wälder, kahle Bergspitzen, Gletscher und Einöden, Sümpfe und Moore galten als solche Altjungfernorte. Jede Gegend hat einer derartigen Platz und wenn man zum Beispiel in Ostpreußen zu einem Mädchen sagt: „Du kommst auf die Zählau" (ein großes Bruch), so heißt das: „Du wirst nicht heiraten." In den bayerischen, Tiroler und Schweizer Gebirgsgegenden sind die Seelen der alten Jungfern unter anderem in das Giritzenmoos verbannt. Moos ist gleichbedeutend mit Moor oder Sumpf, und Giritze nennt man die Kiebitze, die nach des Volkes Glauben die Einsiedler unter den Vögeln und außerdem zänkisch sind.

Man trifft in vielen Gegenden aber auch den Glauben an, daß die Ledigen nach dem Tode Verwandlungen durchmachen müssen. Schon bei den alten Griechen sah man in einer Grillen- und Heuschreckenart, deren Blick angeblich jedermann Schaden brachte, die abgeschiedenen alten Jungfern. In Serbien fürchtet man noch heute die Vilen, böse Geister, die ebenfalls zu Lebzeiten alte Jungfern gewesen sein sollen. In Baden hält man Eidechsen und Bremsen für verwandelte weibliche Ledige, in Ostdeutschland die Unken, in Estland die Brachvögel und in Luxemburg sowie in manchen anderen Teilen des deutschen Sprachgebiets die Kiebitze, die an ihrem Strafort, im Sumpfe, leben und unaufhörlich darüber hin und her fliegen müssen.

Die Junggesellen müssen vielfach die Verbannungsorte mit den weiblichen Ledigen teilen. Wenn sie im allgemeinen auch weniger dem Spott verfallen sind als die alten Jungfern, so erfreuen sie sich doch keineswegs der Volksgunst, und die Strafen, die ihrer nach dem Tode warten, unterscheiden sich gar nicht so sehr von denen ihrer weiblichen Ehelosigkeitskollegen. Die Ledigen führen nämlich nach dem Volksglauben nicht wie die anderen Verstorbenen nach dem Hinscheiden ein geruhiges Dasein in Herrlichkeit und Freude, für sie gibt es vielmehr im Himmel allerlei Arbeiten zu verrichten, deren hervorstechendstes Merkmal die Zweck- und Nutzlosigkeit ist. Da müssen sie Nebel schichten, Blitze wetzen, Schneeflocken zupfen, Frösche nach Jerusalem treiben, Gamaschen für Kiebitze und Frösche stricken, Kiebitze hüten, wohl auch Felsen und Kirchtürme scheuern, wozu die alten Jungfern die Bärte der unverheirateten Männer als Putzlappen zu benutzen haben. Ausgesprochene Junggesellenstrafen sind: Steinböcke einsalzen, Linsen schichten, einer winzigen Ameisenart Ringe durch die Nasen ziehen und sich mit den Kiebitzen unterhalten. Der Volksglaube behauptet weiter, daß die weiblichen Ledigen sofort nach Sonnenuntergang aus der alten abgenutzten Sonne die Sterne zuschneiden und die Junggesellen diese Sterne durch fortwährendes Blasen in der Luft erhalten müßten. Unerschöpflich war und ist der Volkshumor im Ausdenken neuer sinnloser Arbeiten für die Ledigen, um sie dafür zu strafen, daß sie nichts für das Weiterbestehen des Lebens getan haben.

Bunte Chronik



*** Neues aus dem „Schlaf-Laboratorium".** Seit vier Jahren ist der amerikanischen Universität Colgate ein „Schlaf-Laboratorium" angegliedert, in dem Ärzte mit Hilfe zahlreicher Versuchspersonen den Schlaf des Menschen beobachten und eingehend untersuchen. Hierbei zeigte sich zum Beispiel, daß ein Mensch, der auf einer mittelweichen Matratze liegt, nach siebenstündigem Schlaf besser ausgeruht ist, als nach einem achtstündigem Schlaf auf harter, unbequemer Unterlage. Ferner stellte Professor Laird, der Leiter des Laboratoriums, fest, daß schon die Verkürzung der nächtlichen Schlafenszeit um eine einzige Stunde eine wesentliche Verminderung der Arbeitskraft am Tage zur Folge hat. Am meisten sollen Personen um das fünfunddreißigste Jahr herum unter Schlafverkürzungen leiden. Nach den neuesten Untersuchungen Lairds befanden sich unter hundert Versuchspersonen dieses Alters nicht weniger als siebzig, die nicht ohne künstliche Mittel einschlafen konnten. Die Schlaflosigkeit findet sich natürlich auch im späteren Alter, doch scheint sie dann die körperlichen Leistungen nicht mehr so sehr zu beeinträchtigen.

Lustige Rundschau



*** Unter Sportlern.** „Hast du's gehört, der Langstreckenläufer Hurtig ist nach einem Lauf von zwei Kilometern noch über ein Hindernis von einem Meter achtzig Zentimeter gesprungen." — „Kunststück, bei einem solchen Anlauf."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.